

Volker Kaminski  
**Auf Probe**

Roman

VERLAG  
WORTREICH

## Donnerstag, 5. Juli

Vor zehn Tagen hatte er es erfahren. Jemand hatte sich am Telefon nach seinem Namen erkundigt und gesagt, er habe eine *traurige Mitteilung* für ihn. Etwas anderes war dem Arzt offenbar nicht eingefallen. Gaudi hatte gleich gespürt, dass er nicht der Einzige war, den der Arzt in dieser Sache anrief. Das Formelhafte seiner Ausdrucksweise war unüberhörbar. Als er sagte: »... ist leider gestern Nacht an einer Lungenentzündung gestorben«, klangen seine Worte schablonenhaft. Gaudi hörte ihm zu, ohne richtig zu verstehen. Er schrieb ein paar Ziffern auf einen Notizblock. Später wusste er nicht mehr, wem die Telefonnummer gehörte. Vielleicht war es die Nummer des Krankenhauses.

Glaubten sie, dass er dort anrief? Sie war tot und er wollte sie nicht als Leiche vor sich sehen. Sie lebte nicht mehr. Daran war nichts zu ändern. Bald lag sie in der hellbraunen Kiste drei Meter tief unter der Erde, und Zeit und Raum hatten keine Bedeutung mehr für sie.

Dass Maria zuletzt in einem komfortablen Altersheim gelebt hatte, mit frei nutzbarem Garten, Tischen und Korbstühlen auf der grünen Wiese, war natürlich ein Trost. In einem der Stühle hatte es sich Frau Gaudi den Sommer über

bequem gemacht. Während des Winters blieb sie im großen Aufenthaltsraum. Schöner konnte es niemand im Alter haben, fand Gaudi. Es war immer jemand um sie, wenn das Bild hinter der Fensterscheibe langsam verblasste.

Wie viele Menschen Maria gekannt hatten, ließ sich an der gut gefüllten Friedhofskapelle ablesen, in der sich die Trauergäste versammelten. Ihre geschäftlichen Kontakte, ihr Mitwirken an der Seite ihres Mannes, die jahrzehntelange Präsenz auf dem gesellschaftlichen Parkett – in vielen Häusern der Stadt war Maria unvergessen. Eine vielköpfige Verwandtschaft fand sich außerdem ein, sommerlich gekleidete Menschen, die gefasst wirkten und wohlmeinende Blicke warfen.

Gaudi fiel bei der Begrüßung auf, wie sehr das Ganze der Vorstellung glich, die er sich von einer Beerdigung gemacht hatte; bei keiner anderen Gelegenheit waren so viele Menschen an seiner rechten Hand interessiert. Als sie aus der Kapelle kamen, hatte sich der Himmel bewölkt, doch kurz darauf klarte es wieder auf. Der Trauerzug setzte sich in Bewegung. Gaudi heftete den Blick auf seine Schwestern, die etwas näher am Sarg gingen, ein paar Schritte vor ihm. Den Sargkarren schoben vier ältere Männer mit dunklen Mützen; ohne Mühe umkurvten sie die Grabreihen und führten die schweigende Karawane ans Ziel.

Dort angekommen, sollte Gaudi wie seine Schwestern Erde in die Grube werfen. Als er mit der langstieligen Schaufel nach vorne trat, hatte er die Vorstellung wegzufiegen und

bekam weiche Knie. Er musste sich zwingen, stehen zu bleiben und auf den Sargdeckel zu zielen. Erst als sie zur Kapelle zurückliefen und er den feinen Kies unter den Sohlen spürte, war er wieder standfest. Eigentlich hatte er sich gleich verabschieden wollen, aber seine Schwestern sagten, er müsse noch ins Lokal mitkommen, er könne nicht einfach weggehen. Eine ältere Frau hob mahnend den Zeigefinger und blickte ihn streng an. Ein Mann mit einem weißen Schnurrbart sagte, das könne er seiner Mutter nicht antun.

Im *Franziskushof* saß er neben seiner Schwester Annika und einem Mann, der sich ihm als früherer Geschäftsfreund seines Vaters vorstellte. Die Gäste verteilten sich an einem meterlangen Tisch. Gaudi fiel die Lautstärke auf, in der sich die Leute beim Essen unterhielten. Er war einer der Jüngeren im Saal und hatte das merkwürdige Gefühl, als beruhe die Aufmerksamkeit, die man ihm schenkte, auf einem Missverständnis.

Er verbrachte die Nacht bei Annika. Am nächsten Morgen war er appetitlos und rührte schweigend in der Kaffeetasse. Er sah mehrmals auf die Uhr und verbreitete Nervosität. Als er zum Telefon griff, um sich ein Taxi zu rufen, fragte Annika, warum er es so eilig habe. »Es tut mir leid«, sagte er, »aber ich habe wichtige Termine.« »Was denn für Termine?«, fragte sie. »Du kannst doch ohne Weiteres ein paar Tage hierbleiben, wir haben viel zu besprechen.« Er ließ sich nicht umstimmen. Was ihn ärgerte, war ihre Unterstellung, er verfüge über viel freie Zeit, weil er momentan ohne Job war. Das weckte seinen Freiheitsdrang. Ohne schlechtes Gewissen fuhr er zum Bahnhof und stieg in den Zehn-Uhr-Zug.

Zu Hause legte er die alte Woodstock-Platte auf, Seite sechs des Dreifach-Albums: Jimi Hendrix. Er schob den Regler der Stereoanlage hoch und öffnete das Fenster.

Die Platte knisterte stark, aber das störte ihn nicht, das Knistern verstärkte den Live-Effekt und machte Woodstock neu erlebbar. Hendrix legte sich mit den Vereinigten Staaten an, buchstabierte das »Star Spangled Banner« Note für Note auf seinem erbarmungslosen Instrument.

Gaudi ging ans offene Fenster und begleitete Hendrix' Antikriegshymne mit ein paar Griffen auf der Gitarre.

Seit Jahren spielte er mit zunehmender Professionalität und wachsender Schnelligkeit. Er konnte stundenlang an der Technik feilen, sich in schwierige Läufe, komplizierte Griffwechsel vertiefen, und wenn er dann das Original auf der LP anhörte, versank er keineswegs in Mutlosigkeit. Er marterte sich nicht mit angestrebter Präzision; er versuchte das Lebendige zu treffen, die Idee, die den Stücken zu Grunde lag. »Going Home« in der Fassung von Ten Years After. »Hey Joe« von Jimi Hendrix. Die Ahnung einer Wiederauferstehung, auf der diese Stücke seiner Meinung nach beruhten. Was er auf der Gitarre zustande brachte, glich in keiner Weise der bloßen Wiedergabe altbekannter Hits. Er vergrößerte den Rahmen der Stücke, hauchte den Melodien neue Dissonanzen ein. Manchmal war er so vertieft, dass ihm der Bassist seiner Band sachte auf die Schulter klopfte, um ihn in die Wirklichkeit zurückzuholen.

Die Band, in der er spielte, traf sich alle zwei Wochen in einem Übungsraum. Das schien ihm keineswegs genug und

er brachte seine Unzufriedenheit darüber jedes Mal zum Ausdruck. Es änderte sich nichts daran, und äußerlich fügte er sich ins Unvermeidliche, aber er dachte fast jede freie Minute darüber nach, wie er ein besseres Umfeld finden konnte. Und jeden Morgen war er sicher, dass die fünf Finger seiner rechten Hand der Anzahl der Tage entsprachen, die es noch dauern würde, bis ihn ein kleines Wunder an den Beginn eines neuen Lebens verschlug.

»Mama«, sagte er und schaute eine Weile in den Badezimmerspiegel.

Er blies sich eine Haarsträhne aus dem Gesicht, kämmte sich, machte die Haare nass, strich sie mit dem Kamm nach hinten. »Es gibt eine Frage zu beantworten«, sagte er zu seinem Spiegelbild, »eine wichtige Frage.«

Er blickte an sich herunter und betrachtete seine Handrücken.

Stimmte etwas nicht mit ihm? Oder geisterte die tote Maria tatsächlich durch seine Wohnung?

Wer ließ die Glühbirne seiner Schreibtischleuchte schon zum zweiten Mal durchbrennen? Wer sorgte dafür, dass die Badezimmertür von allein quietschend aufging? War das alles nur mit der Hitze zu erklären?

Früher hatte Maria ihn nur ungern besucht, das schlechte Wetter in der Stadt, die schmutzigen Gehwege, die weiten Strecken waren ihr zuwider. Gaudi konnte sich nur an zwei Besuche erinnern und die lagen schon so lange zurück, dass sie nicht mehr zählten.

Als Tote reiste es sich offenbar leichter ... Jetzt war sie Geist, Luft, Seele, konnte an jeder Stelle zugleich sein. Für ein paar Sekunden blitzte ihr Bild vor seinem inneren Auge auf: ihr gelbes Kleid, die eleganten, schmalen Lederpumps; energisch und zielsicher drangen ihre Schritte durchs Haus: Tack! Tack! Tack! Dagegen wirkte das nächtliche Knarren der Dielen fast schüchtern.

Er hatte oft mit Maria über Lärm und Misstöne diskutiert. Sie schien weniger geräuschempfindlich als er und warf ihm

vor, er lasse sich zu leicht ablenken. Die Nase sei wichtiger als die Ohren. Sie könne Menschen allein an ihrem Geruch erkennen. Geruch und Geschmackssinn seien das Wichtigste im Leben.

Maria war stolz und unabhängig gewesen, doch jetzt drängte sie sich ihm regelrecht auf.

Erst vor wenigen Tagen war ein Buch auf unerklärliche Weise verschwunden. Gaudi wusste genau, dass er es auf den Nachttisch gelegt hatte. Er suchte es überall und fand es im Bücherregal auf dem obersten Brett, unerreichbar ohne Leiter.

Maria hatte eine Neigung zur Unordentlichkeit gehabt. Dinge gingen schon mal verloren, es kümmerte sie nicht. Sie wurde jedoch ungehalten und zornig, wenn sie etwas nicht fand, was sie dringend brauchte, zum Beispiel ihre Haarbürste. Fand sie sie nicht auf ihrem Platz, zog sie für deren Verschwinden ihre Töchter zur Verantwortung. Stellte sich hinterher heraus, dass sie selbst die Bürste verlegt hatte, entschuldigte sie sich nicht bei ihnen.

Gaudi hatte seine Mutter nie vermisst. Schon als Junge hatte er keine Sehnsucht nach ihr und sich auch nicht besonders gefreut, wenn sie von einer Reise wiederkam. Dennoch gab es eine Nähe zwischen ihnen, mehr als zwischen ihm und Oskar. Er war seiner Mutter ähnlicher als seinem Vater. Maria war ruhelos, nervös, hatte keine Neigung zum Leben auf dem Land, wohin es Oskar zog. Sie verabscheute das gleichförmige, aufs Private beschränkte Leben. Erschöpft sah Gaudi sie nie. Sie spielte gern Klavier, vor allem in ihren jüngeren Jahren. Sie spielte ein wenig hastig und liebte die



Stellen, an denen Dramatik herrschte. Dann war sie hochkonzentriert und biss sich auf die Unterlippe.

Jetzt ging sie ihm auf die Nerven. Sorge durch ihr Umherschleichen dafür, dass er sich in seiner Wohnung unwohl fühlte. Stehen blieb. Nachdenklich aus dem Fenster schaute. Er hasste dieses Zögern, das mit ihrer Wiederkehr in seine eigenen vier Wände eingedrungen war. Maria! Was richtest du an? Dein Tod war schon schlimm, aber warum treibst du dich jetzt als Gespenst bei mir herum ...

Gaudi ging ans Fenster und blickte hinunter auf den leeren Platz, auf dem mittwochs und samstags Markt war. Heute war Donnerstag. Er versuchte, in die offen stehenden Fenster der gegenüberliegenden Häuser zu schauen, aber die Gebäude waren zu weit entfernt. Er stand auf die Fensterbank gestützt und streckte den Oberkörper hinaus. Ein Taubenschwarm, der über einem Dutzend Passanten kreiste. Am rechten Rand des Platzes war ein Parkplatz. Die Fahrer, die ausstiegen, hielten den Arm ausgestreckt und richteten im Weggehen in halber Drehung ihre Funkschlüssel auf den Wagen.

Gaudi lebte in einer großen Wohnung, die seit einem halben Jahr sein Arbeitsplatz war. Er hatte sie ursprünglich nicht zu diesem Zweck gemietet, aber nun diente sie ihm als Zuflucht. Er achtete darauf diesen Ort in Ehren zu halten, versäumte nicht, einmal pro Woche zu fegen, die gefliesten Böden zu wischen, Badewanne, Klo und Waschbecken zu schrubben. Dabei waren es fast vierzig Grad und es bedeutete

eine Art von perverser Schikane, bei dieser Witterung die Fensterbretter abzustauben und gelegentlich die Scheiben zu putzen.

Er hatte den alten Fernseher in eine Plane verpackt und hinter seinen Schreibtisch verbannt. Nur wenn er ganz sicher war, dass er seinen fünf Sinnen trauen konnte, holte er ihn hervor und schaltete ihn ein. Dann starrte er auf den Bildschirm, als käme von dort etwas sehr Spezielles, runzelte die Stirn zu unglaublichen Behauptungen, wunderte sich über den Anblick der Studiogäste. Bei Musiksendungen glitten seine Augen neugierig über die Kulissen, die farbenprächtige Bühnengestaltung, die illusionistisch leuchtenden Instrumente und die meist erstaunlich kleinen Musikbands. Es kamen Märchen aus diesem Kasten – aber wer konnte es sich schon leisten, an Märchen zu glauben. Da er selten die Abende zu Hause verbrachte, drang der Fernsehstoff nicht in ihn ein und er blieb den Märchen gegenüber immun. Dabei hätte er leicht süchtig werden können nach dem Gesang der Sirenen, den heißen Rhythmen an Traumstränden.

Aber er brauchte sich keine Sorgen zu machen, dass etwas Verborgenes von ihm Besitz ergriff – die Sonne würde es todsicher an den Tag bringen. Niemand konnte sich in diesen Tagen vor ihr verstecken. Die Julisonne zog den kleinen Planeten an sich wie einen durstigen Säugling und gab ihm statt Milch loderndes Feuer. Gaudi fasste diese schweißtreibende Zumutung als persönliches Zeichen auf. Dass es Anfang Juli bereits so heiß war, bedeutete in Wirklichkeit ein Geschenk. Mochte es für die Parks und Grünanlagen der Stadt auch

verheerend sein. Gaudi stand in der Schlacht, die es täglich zu schlagen galt, nicht nackt und waffenlos da. Er ließ sich nicht mehr überrollen durch das Programm der Erniedrigung, nicht mehr überreden zu ungewollter Kooperation. All die Belästigungen, die mit jedem Wort auf der Straße, jedem Anruf, jeder Bemerkung an der Wohnungstür Eingang fanden und sich ausbreiteten wie eine clevere Phalanx frisch codierter Viren, perlten unbemerkt an ihm ab. Er war sicher in seiner Wohnung, seit ihn niemand mehr aufforderte, sie morgens zur üblichen Zeit zu verlassen; er konnte hier etwas Eigensinniges tun, etwas aufbauen und festklopfen, und dann, wenn er es wollte, sich dem Julifeuer draußen ein paar Stunden hingeben und abends dem Stern hinterher schauen, wie er am Ende der Straße hinter gold glühenden Dächern abtauchte.

Deshalb war der Morgen wie eine Befreiung, wenn er mit geschlossenen Augen im Bett tief Luft holte und beim Ausatmen das angenehme Gefühl hatte, als sei ein hartnäckig stecken gebliebener Kloß im Hals plötzlich aufgelöst in sprudelnden Sauerstoff.

Er schaute auf die Häuser jenseits des Platzes. Eine Reihe ineinander verschachtelter Alt- und Neubauten. Darüber der dunstige, blassblaue Himmel. Der Platz kam ihm vor wie ein verlassener Dorfanger. Über Mittag wirkte die Stadt wie leer gefegt. Innerhalb der nächsten Stunde sah er zwei Männer mit Hunden. Eine Frau mit Kinderwagen. Drei Jugendliche, die den Platz überquerten und sich unter die Platane setzten. Die Stille war total, die Zeit schien stehen geblieben.

Ihm fiel eine Geschichte ein, die Kaufmann, der Bassist seiner Band, ihm kürzlich erzählt hatte. Es war in Seattle. Kaufmann stand in einer Kneipe und trank ein Bier, als sich jemand neben ihn stellte. Der Mann habe seinen Wildlederstiefel auf die Messingfußleiste der Theke gesetzt und sich lässig auf das blanke Holz gestützt. Kaufmann habe ihn sofort erkannt, an der auffallenden Hippie-Kleidung, dem bunten Samthemd, dem gefleckten Stirnband, den Krausehaaren. Er habe ihn fassungslos angestarrt. Aber der andere habe mit abweisendem Blick zu ihm hergesehen. Lass mich in Ruhe, Mann, habe er gemurmelt, ich will mit dir nicht reden, hörst du?

Kaufmann behauptete, dies sei Hendrix gewesen. Ihm sei Jimi Hendrix begegnet, der leibhaftige, große Hendrix!

Gaudi war daran gewöhnt, schräge Storys von Kaufmann zu hören. Kaufmann liebte die Momente, in denen das Leben kopfstand; dabei führte er ein eher ruhiges, unspektakuläres Familienleben. Jetzt musste Gaudi wieder an diese seltsame Geschichte denken. Ihm wäre es auch lieber, Jimi Hendrix würde durch seine Wohnung geistern und nicht seine eigene Mutter. Aber sie war ja nicht wirklich da, so präsent und spürbar wie Hendrix an der Theke in Seattle. Maria blieb unsichtbar, die Zeichen ihrer Anwesenheit waren dezent und indirekt. Etwas Fremdes durchströmte die Wohnung wie eine leichte Brise.

**Walter Berlau konnte nicht** schlafen. Er war immer schon ein schlechter Schläfer gewesen, aber jetzt lag er stundenlang wach und versuchte an etwas Angenehmes zu denken. An leuchtend grüne Berghänge. An pralle, sonnenbeschienene Weinreben. Je länger sich die Qual des Halbgedachten hinzog, desto unerträglicher schmerzte ihn sein Rücken.

Besser wurde es erst, als er ihren Namen aussprach. Er versuchte sich ihr Gesicht vorzustellen, ihre lockigen schwarzen Haare, lag still und nahm die schmerzenden Muskeln und Sehnen kaum noch wahr. Gegen Morgen sank er für ein paar Stunden in einen flachen Schlaf.

Wenn er ihr heute auf der Straße begegnet wäre, hätte er sie wahrscheinlich nicht wiedererkannt. Er besaß kaum noch konkrete Erinnerungen an ihr Gesicht. Das Bild war verblasst, verdrängt von den Ereignissen eines langen Lebens.

Er wohnte im Hotel *Kranich*. Wieder einmal, wie schon vor vielen Jahren. Von hier aus erschien ihm eine Neubegegnung mit der Stadt, den kleinen Straßen, den gepflegten Buntsandsteinhäusern am leichtesten. Es war ihre Stadt, ihr süddeutscher Heimatboden. Heinz Fuchs hatte ihm erzählt, dass sie nie daran gedacht hätte woanders zu wohnen. Was er auch als Indiz dafür auffasste, dass sie kein zweites Mal hatte fliehen wollen.

Fuchs, der Marias Familie gut kannte, sagte, zu ihrer Beer-digung würden über fünfhundert Leute erwartet.

»Wie bei einer Fürstin«, sagte Berlau und musste lächeln. Er dachte an Marias damaliges Faible für Adelsfamilien und die High Society. Er wusste natürlich nicht, ob sie später

noch so empfunden hatte. Er gab zu, er habe Maria so gut wie vergessen. Sicher, eines Tages wollte er zurückkommen, das habe er sich immer vorgestellt. Er wollte zurückkommen, um Maria zu beerdigen. Und genau so war es gekommen.

Während der Totenfeier blieb Berlau die meiste Zeit ein Stück hinter Fuchs. Wenn Fuchs ihn irgendwem vorstellte, trat Berlau nicht aus seinem Schatten. Erst vor Marias Fotografie, die in der Kapelle neben dem geschlossenen Sarg über einem Blumengesteck hing, war er ein paar Minuten allein.

Die Schwarz-Weiß-Fotografie zeigte Maria als etwa Vierzigjährige. Es war schon nicht mehr die Frau, die Berlau geliebt hatte. Die schwarzen Haare waren hochgesteckt, die dunklen Augen durchdringend und etwas streng auf den Betrachter gerichtet. Die Lippen leicht geöffnet. Berlau, der diese Lippen kannte, musste an Marias unverwechselbares Lächeln denken. Das Lächeln steckte auch in diesem ernsten Bild, war nur ein wenig verborgen; ihr Mund unternahm den Versuch, in Freundlichkeit überzugehen.

Als er ihr Gesicht auf der großen Fotografie nach so vielen Jahren wiedersah, kam es ihm ungewöhnlich vertraut vor, als hätte eine Ahnung von ihr die ganze Zeit in ihm weitergelebt. Eine Gewissheit, die die vielen getrennten Jahre überdauert hatte. Aber es gab ja Fuchs, der ihn mit Maria verband. Fuchs gehörte nicht zum engsten Kreis ihrer Freunde. Er hatte Maria schon lange keinen Klavierunterricht mehr gegeben, aber so wie man manchmal zu einem

alten Lehrer Kontakt hält, von dem man einmal viel gelernt hatte, war Maria Heinz Fuchs treu geblieben.

Die Kapelle war bis auf den letzten Platz gefüllt. Berlau lief an den Reihen vorbei und setzte sich auf seinen Platz neben den alten Freund.

Fuchs' dicker Anorak knisterte bei jeder Bewegung; er brauchte nur den Kopf zu drehen und der Kunststoff ließ ein Rascheln hören. Dass Fuchs diesen hässlichen Anorak sogar heute angezogen hatte, war mit seinem fragilen Gesundheitszustand kaum zu entschuldigen. Fuchs sagte, er leide an einer hartnäckigen Sommergrippe.

Am liebsten hätte Berlau ihm jetzt von Maria erzählt, während der Pfarrer vor dem Altar seine Trauerrede hielt. Fuchs ahnte sicher nicht, wie nahe Marias junge Ehe damals am Abgrund gestanden hatte. Maria hatte zu früh geheiratet, mit neunzehn war sie Oskars Frau geworden. Oskar war sechs Jahre älter als sie, ein Mann, der genau wusste, was er wollte. Aber Maria war leidenschaftlich und wollte nicht nur die Rolle der Ehefrau spielen. Maria träumte von Nizza, rauchte Zigaretten, was damals ein kleiner Skandal war; sie trank mit Freundinnen schwarzen Kaffee, und diese Freundinnen trugen genau wie sie verruchte Nylonstrümpfe. Marias Träume und Wünsche wurden von Oskar nicht befriedigt; was sie brauchte, war außerordentlich körperlich. Heute dachte Berlau mit großer Zärtlichkeit daran zurück.

Nachdem die Messe zu Ende war, ging er mit Fuchs auf den Platz vor der Kapelle hinaus, wo sie etwas abseits der anderen stehen blieben.

Um die Angehörigen herum versammelten sich immer mehr Leute. Es war ein fast bedrohlich wirkender Andrang, dem sich die jungen Leute – die Kinder der Toten – ausgesetzt sahen.

»Sag mal, ist das dort nicht Philipp?«, fragte Berlau und wies mit der Kinnspitze hinüber.

»Ja. Der ohne Krawatte.«

»Kennst du ihn?«, fragte Berlau.

»Nein. Das heißt, ich habe ihn mal kurzzeitig unterrichtet. Aber das hat er bestimmt längst vergessen.«

»War er unbegabt?«

»Nein, im Gegenteil, es fiel ihm sogar leicht. Er hatte eine gute Fingerstellung. Aber er verlor schnell die Lust. Marias Interventionen waren zwecklos.« Fuchs hob die Hand und klimperte mit den Fingern in der Luft. »Ich glaube, die Wiener Walzer waren schuld. Den Dreivierteltakt hat er gehasst.«

»Er sieht so jung aus. Dabei müsste er doch schon über vierzig sein.«

»Komm, gehen wir doch zu ihm«, sagte Fuchs.

»Nein, warte noch.«

»Was ist denn?«

Berlau zog Fuchs plötzlich energisch hinter sich her. »Gehen wir ein bisschen hier entlang«, sagte er.

»Warum denn?« Fuchs stolperte hinter ihm her. Berlau dirigierte ihn hinter die Kapelle auf einen Sandweg, der zwischen vertrockneten Büschen und alten Grabsteinen verlief. Die ganze Zeit hielt er Fuchs am Arm, bis sie zwanzig Meter von der Kapelle entfernt waren.



Dann drehte er sich um und schaute den einen Kopf kleineren Freund an.

»Ich muss dir etwas sagen.«

»Was denn? Mach es nicht so spannend.« Fuchs' eng zusammenstehende schwarze Augen bohrten sich in ihn.

Berlau musste schlucken.

»Maria wollte, dass es ein Geheimnis bleibt.«

»Was?«

»Sie hat Philipp nie die Wahrheit gesagt.«

Langsam schien Fuchs zu begreifen.

»Das kann nicht sein!«

»Ich weiß, es klingt unglaublich ...«

»Hör mal, das ist doch nicht wahr!« Fuchs lachte konsterniert auf. »Das glaube ich einfach nicht. Du und Maria ... Gut, ich wusste, dass ihr etwas hattet ...«

Berlau merkte, dass ihm heiß wurde. Er zupfte an seinen Manschetten und lockerte die Krawatte. Zum ersten Mal an diesem Tag ließ die Anspannung nach, die Beklemmung in seiner Brust. Er sah hinüber zur Kapelle, wo Marias Kinder sich dem Handwagen näherten, auf den der Sarg abgesetzt worden war.

»Also, wenn das stimmt ...« Fuchs wischte sich mit einem Taschentuch über die Stirn.

»Denkst du, ich erzähle dir Märchen?«

»Ich muss mich erst daran gewöhnen. Das sind ja Neuigkeiten ... Du weißt also seit über vierzig Jahren, dass du einen Sohn hast. Hast du ihn denn nie gesprochen?«

Berlau hob die Arme. »Wie denn! Maria hat nur an sich

gedacht. Sie hat alles vertuscht. Und ich hatte einfach nicht die Kraft.«

Fuchs schaute ebenfalls zur Kapelle. »Er ähnelt dir überhaupt nicht.«

»Ein bisschen schon.«

In diesem Moment setzte sich der Trauerzug in Bewegung.

Beide schauten zu Philipp, der neben seinen Schwestern herging, aber nach der ersten Wegbiegung einen Meter zurückfiel.

Über dem Trauerzug stand ein blassblauer Himmel. Grauweiße Streifen, dünne Wolken.

»Ich muss es ihm sagen«, erklärte Berlau. »Ich muss ihm sagen, wer sein Vater ist.«

»Tu's lieber nicht.«

»Fürchtest du einen Skandal?«

»Ich würd's bleiben lassen. Wer hat einen Vorteil davon?«

»Was für eine Frage – Philipp natürlich!«

»Er kennt dich doch überhaupt nicht. Du kommst als Fremder daher, konfrontierst ihn mit dieser aufwühlenden Wahrheit. Philipp ist jetzt über vierzig, sein Vater war Oskar Gaudi, der Mann seiner Mutter. Und beide sind tot.«

»Also, ich würde es wissen wollen, wenn ich an seiner Stelle wäre.«

»Bist du aber nicht! Du ziehst ihm damit den Boden unter den Füßen weg.«

»Trotzdem. Ich will alles aufdecken. Die ganze Wahrheit.«

Fuchs schnäuzte sich so laut ins Taschentuch, dass sein Gesicht rot anlief.

»Walter, du könntest irgendwer sein, deine braunen Augen machen dich noch lange nicht zu Philipps Vater. Oder willst du einen Gentest machen lassen?«

Berlau fuhr mit der Hand durch die Luft, als ob er sagen wollte, lass diesen Blödsinn.

»Glaubst du vielleicht, er war mit seinem Vater einverstanden? Diesem Erzspießler!«

Fuchs schüttelte den Kopf. »So geht das nicht. Ich meine, selbst wenn du Marlon Brando persönlich wärst, du kannst nicht erwarten, dass Philipp begeistert ist, wenn er hört, dass sein Erzeuger ein anderer war als Oskar.«

Berlau war losgegangen; Fuchs folgte ihm. Sie blieben immer auf einer Höhe mit dem Trauerzug, der sich ein paar Meter entfernt neben ihnen hinzog.

»Außerdem«, fuhr Fuchs fort, »bist du denn sicher, dass du den Mut dazu hättest? Du hast gesagt, dass du es jahrelang nicht konntest.«

Berlau zuckte die Achseln. »Ich werd's schon schaffen.«

»Ehrlich, du bist verrückt.«

»Kannst du das denn nicht verstehen?« Berlau blieb wieder stehen. »Ich habe Maria geliebt. Sie hat mir so viel gegeben. Ich will etwas davon zurückgeben.«

»Okay. Und du denkst, dass dein Geständnis ein Geschenk wäre? Vielleicht richtet es mehr Schaden an als Gutes. Es ist brutal.«

»*Brutal?*« Berlau lächelte merkwürdig. »Wenn du wüsstest, wie Maria damals war.« Er blickte hinüber zum Trauerzug. »Maria war keine Heilige. Oh Gott, nein, es war der reine

Wahnsinn mit ihr. Ich meine nicht bloß sexuell. Es hat nicht viel gefehlt und wir wären für immer durchgebrannt. 1961! Es war alles schon vorbereitet. Maria war überzeugt, dass wir es schaffen. Zwei junge Himmelstürmer ohne Geld, die an die Côte d'Azur reisen und dort ein mondänes Leben führen. Ich hätte in einem Edeletablisement als Jazzpianist gearbeitet. Wir wären durch die Bars gezogen, und nach und nach hätten wir uns in die besten Kreise hochgearbeitet.«

»Wer hat nicht davon geträumt, Walter.«

»Ja, aber für Maria war es mehr als ein Traum. Für Maria galt: Riskier etwas, schreck nicht davor zurück, die Menschen um dich herum zu beleidigen. Schaffe vollendete Tatsachen! Oder willst du ein Leben lang auf deiner kleinen Scholle kleben?«

»Aha, und jetzt willst du Philipp also von euren Heldentaten erzählen. Tja, da ist nur ein Problem: Die haben gar nicht stattgefunden, nehme ich an.«

»Du verstehst das nicht«, sagte Berlau verärgert. »Dort beerdigen sie jetzt seine Mutter. Was weiß Philipp von ihr, wen sieht er vor sich, eine alte kranke Frau? Das Wrack im Rollstuhl, das er zuletzt gesehen hat? Ich finde, er soll die lebensfrohe, überschwängliche Maria in Erinnerung behalten.«

»Hältst du jetzt die Grabrede?«, sagte Fuchs.

Sie standen wieder nebeneinander und blickten hinüber.

Der Wagen mit dem Sarg hatte sein Ziel erreicht; die Menschenschlange löste sich auf; alles versammelte sich um die offene Grube. An einer etwas erhöhten Stelle wurde die Zeremonie vollzogen.

Berlau glaubte zu spüren, wie eine bleierne Schwere über der Szene lag. Das gefiel ihm nicht. Das hat Maria nicht verdient, dachte er, nicht die starke Maria, die an das Wunder glaubte.

Er lief plötzlich los, erreichte den Außenkreis und drängte sich zwischen die Leute, bis er gut genug sehen konnte.

Philipp stand ihm schräg gegenüber, nur drei Meter entfernt, mit geistesabwesendem Blick.

Auf einmal hatte Berlau das Gefühl, Maria stünde neben ihm und gemeinsam sähen sie zu, wie ihr Sarg langsam in der Grube verschwand. Eine seiner Schwestern reichte Philipp die Schaufel. Philipp stieß mit der Spitze in den lockeren Untergrund und nahm ein Häufchen Sand auf.

Hinter Berlau drängte sich Fuchs durch die Menge. Einen Augenblick lang war Berlau abgelenkt. Als er wieder nach vorn blickte, sah er, wie ein dicker Mann Philipp stützte und ihn vom Sargloch wegführte. Es sah aus, als wäre ihm ein wenig schwindlig geworden.

## **Ende der Leseprobe**

Im Buchhandel, oder online erhältlich.